

Corona

Generation Umbruch

Die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie treffen besonders die Jüngeren. Wer in diesem Jahr in einen neuen Job einsteigt, muss mit allem rechnen. Die Geschichten eines Kochs, einer Mechatronikerin und einer Kulturwissenschaftlerin VON OSKAR PIEGSA

Vor dem ersten großen Tag im neuen Job schlief Julian Stowasser schlecht. Der 33-Jährige hatte schon viel erreicht, mehr als die meisten in seiner Branche. Nervös blieb er trotzdem. Seine Ausbildung zum Koch hatte er einst in einem Münchner Biergarten begonnen – »Ich habe da die meiste Zeit Tiefkühlpfeifen aufgebakken«, sagt er – und sich dann nach oben gekocht. In der Küche eines Restaurants im Frankfurter Bahnhofsviertel verdiente er sich einen Michelin-Stern, wurde vom einflussreichen Restaurantführer *Gault&Millau* unter die »Aufsteiger des Jahres« gewählt und dann hierhergeholt: als Küchenchef ins Lakeside, sieben Stockwerke hoch über der Außenanlage The Fontenay gelegen. In einem Hotel also, das zu den besten der Welt zählen möchte. Das mit Klaus-Michael Kühne einem prominenten und nicht unumstrittenen Unternehmer gehört. Der noch dazu Stowassers Vorgänger ziemlich rüde rausgeschmissen und den Boulevardzeitungen damit tagelang Futter geliefert hatte. Ein Haus, auf das die ganze Stadt schaute, so konnte sich das zumindest anfühlen. In einer neuen Küche, mit einem neuen Team.

»Ich saß nachts am Computer und habe Checklisten geschrieben«, sagt Stowasser. »Vom Schnittlauchhalm bis zum Spinatblatt stand da alles drauf, zum Abhaken. Aber selbst wenn alle Zutaten da sind, kann noch was schiefgehen.« Es ging nichts wirklich schief. Ein-, zweimal habe es bei den Abläufen in der Küche gehakt, sagt Stowasser, die Gäste hätten davon allerdings nichts mitbekommen. Und dann? Ging alles schief.

Die Kühlräume waren voll, es gab genug Schnittlauch, Spinat, alles. Aber das Restaurant musste leer bleiben und der Ofen aus. Julian Stowassers erster großer Tag, das erste Mal kochen für Gäste, war Mittwoch, der 11. März. Vier Tage später blieb das Lakeside geschlossen. Kurz darauf ging das ganze Team in Kurzarbeit, Küche, Service, Sommeliers. Für bis zu zwölf Monate, wie es zu nächst hieß.

Die Pandemie – ein Härtestest für die Jungen

Geschichten wie die von Julian Stowasser gab es viele in diesem Jahr. Es sind Geschichten von jungen Menschen, die ehrgeizig sind, sich beweisen wollen, ihre Träume verwirklichen – und dann in vollem Lauf gestoppt werden. Gesundheitlich ist das Coronavirus für die Jüngeren meist weniger gefährlich. Doch die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie treffen sie besonders. Das zeigt der Blick in die Statistiken: Es gibt insgesamt fast ein Drittel mehr Arbeitslose als noch vor einem Jahr, am stärksten gestiegen ist dabei der Anteil der unter 25-Jährigen. Das wird sich so schnell auch nicht ändern, denn Unternehmen melden »deutlich weniger« freie Stellen als üblich, heißt es bei der Arbeitsagentur Hamburg.

Deutlich ist auch der Einbruch bei den Auszubildenden: Die Handwerkskammer zählte Ende September 389 weniger neue Auszubildende als im Vorjahr, ein Minus von 15 Prozent. Bei der Handelskammer sind es 1368 weniger, minus 16 Prozent. In beiden Kammern wird beteuert, dass es nicht an den mangelnden Lehrstellen liege, im Gegenteil: Handwerk und Handel seien auf die Jungen angewiesen. Doch die fänden in diesem Jahr seltener in die Betriebe, unter anderem, weil schulische Berufsorientierungskurse und Lehrstellenmessen ausgefallen sind. Schulsenator Ties Rabe (SPD) spricht von 1500 jungen Erwachsenen, die ohne Ausbildung seien – ein »Kollateralschaden des Lockdowns«.

Bundesweit ist schon die Rede von einer »verlorenen Generation«, was wohl übertrieben ist. *Lost Generation*, so werden im Englischen jene genannt, die man im Ersten Weltkrieg zum Sterben auf die Schlachtfelder schickte und die als gebrochene Menschen heimkamen. Die Pandemie ist kein Weltkrieg, aber sie ist das erste historische Ereignis seit den Kriegen, das hierzulande wirklich alle trifft. Sie produziert keine verlorene Generation, aber eine vorläufig ausgebremschte. Eine Generation von Menschen, die sich ganz neu orientieren müssen. Eine Generation Umbruch.

Wie geht die Generation Umbruch mit der Krise um? Auf der Suche nach einer Antwort auf diese Frage gibt es einige Überraschungen. Zum Beispiel, dass die Pandemie längst nicht alle jungen Hamburgerinnen und Hamburger aus der Ruhe bringt. Manche bleiben unerschütterlich. Miriam Dickmann zum Beispiel.

Die Pandemie – welche Pandemie?

Über ihrem Kopf schweben knapp 17 Tonnen Stahl und Glas, aber Miriam Dickmann verzicht keine Miene, das ist jetzt Alltag für sie. Die



Miriam Dickmann, 19, macht eine Ausbildung zur Kfz-Mechatronikerin



Julian Stowasser, 33, ist Küchenchef des Restaurants Lakeside im The Fontenay



Jana Lilienthal, 28, jobbt beim Kunststoffkonzern Sealed Air

19-Jährige hat im Spätsommer ihre Ausbildung als Kfz-Mechatronikerin mit Schwerpunkt System- und Hochvolttechnik begonnen. Sie repariert keine Kleinwagen, sondern einige der größten Fahrzeuge, die es auf Hamburgs Straßen gibt: die Gelenkbusse des HVV. »Wenn ich erzähle: Ich bin Kfz-Mechatronikerin, aber für Busse«, sagt Dickmann, »sind alle erst mal so: woah, krass.«

Ihr Ausbildungsbetrieb ist die Fahrzeugwerkstätten Falkenried GmbH, kurz FFG, ein Tochterunternehmen der Hochbahn. Und über Dickmann aufgebockt ist Bus Nr. 7265, Kennzeichen HH XB 1265, Baujahr 2012, rot lackiert in den Werbefarben eines Möbelhauses. Alle drei Monate müssen die Busse zur Sicherheitsprüfung, und bei diesem war dem Prüfingenieur aufgefallen, dass an den Vorderrädern etwas nicht stimmt. Also ab in die Werkstatt. »So wie's aussieht, sind die Nadellager hin, rechts und links«, sagt der Geselle, der neben Miriam Dickmann seinen Kopf unter dem Fahrgestell hervorzieht. Am rechten Vorderrad passiere das öfter, erklärt er, mit dem knallten die Busfahrer gerne mal gegen den Bordstein. Aber links auch? »Ein Sechser im Lortol!« Miriam Dickmann zieht ein gefaltetes Blatt Papier aus der blauen Arbeitshose und macht sich Notizen in karokästchenkleinen Lettern.

In den Tagen, als Julian Stowasser die ersten Teller mit bretonischer Makrele und Gillerdeau-Austern zu seinen Gästen schickte, benannte Miriam Dickmann ihr Praktikum in dieser Werkstatt. »In den Ferien, gerade noch vor Corona, da bin ich sehr froh drum«, sagt sie. Dickmann besuchte die zwölfte Klasse eines Gymnasiums in Bramfeld, und dass sie nach dem Praktikum nicht mehr in den Unterricht zurückkam, war für sie kein Drama. Zwei Wochen später wäre ohnehin der letzte Präsenztage vor den Abiturprüfungen gewesen, sagt sie. Durch Corona blieb mehr Zeit zum Lernen. Das Abi in einer menschenleeren Schule zu schreiben sei auch nicht schlecht gewesen. »Es gab keine Pausenzeiten mit schreienden Kindern vor dem Prüfungsräum«, sagt sie. »Es war ruhig.«

Viele ihrer Freunde fangen nun ein Studium an. »Ich wollte arbeiten«, sagt Miriam Dickmann, »anpacken.« Sie ist jetzt eine von insgesamt 20 Azubis bei der FFG. Und die einzige Frau. »Du kriegst morgens einen Auftrag und siehst abends einen glücklichen Kunden, das macht mir Spaß«, sagt Miriam Dickmann. »Nur dass ich nicht bloß einem Kunden helfe. Ich helfe der ganzen Stadt.«

Die Pandemie ist immer noch kein großes Thema für sie. Klar, bei den Männern drohe es in den Umkleidekabinen manchmal eng zu werden, für die gebe es jetzt Duschkarten. »Für mich nicht«, sagt Miriam Dickmann. »Ich hab ja 'ne Umkleide für mich alleine.«

Knapp über tausend Busse sind für die Hochbahn zurzeit im Einsatz, in den kommenden zehn Jahren sollen 750 neue hinzukommen, um die Taktterhöhung zu schaffen und um die ganze Flotte auf Elektro umzustellen. Pandemie hin oder her, bei dem städtischen Betrieb gibt es genug zu tun. Mehr als genug. »Wenn jemand nicht weiß, was er machen soll«, sagt Miriam Dickmann, »dann liegt das, glaube ich, nicht an Corona.« Und manche haben erst durch die Pandemie ihre Bestimmung gefunden. Wie Jana Lilienthal.

Die Pandemie – Weckruf und Neustart

Es ist Montagmorgen in einem Gewerbegebiet von Norderstedt. Der Nebel hängt so tief wie bei Caspar David Friedrich in der Kustenhalle, die Straßen heißen Erlengang und Eichenkamp, doch ansonsten ist von Frühromantik nicht viel zu spüren. Drinnen, in einem der schmucklosen Zweckbauten, holt Jana Lilienthal sich erst mal einen Kaffee. Sie ernährt sich vegetarisch und meidet Milch, deshalb hat sie sich Hafermilch mitgebracht, selbst abgefüllt. Auf vegane Milchalternativen ist ihr neuer Arbeitgeber bisher nicht eingestellt. Jana jobbt bei Sealed Air, einem Kunststoffkonzern, der in Norderstedt Folien für künstliche Darmausgänge herstellt. »Ich bin ein bisschen ins kalte Wasser gesprungen«, sagt sie, »denn ich komme aus der Lifestyle-Branche.«

Jana Lilienthal, 28 Jahre alt, ist im Hamburger Speckgürtel aufgewachsen, schrieb ihre Bachelorarbeit in Kulturwissenschaften an der Uni Lüneburg über Handtaschen, die der Künstler Jeff Koons für die Luxusmarke Louis Vuitton gestaltet hatte, und arbeitete anschließend für Einrichtungsmagazine. Ihre Artikel trugen Überschriften wie »Der Traum von einer Walk-In Dusche«; bei der Raumgestaltung riet sie zu »Nuancen, die kräftig, aber nicht grell, und Kontrasten, die auffällig, aber nicht zu hart sind«, und empfahl ihren Lesern den Kauf eines Massivholztisches im Wert von 7000 Euro oder

den eines Poufs für 680 Euro. (Was ist ein Pouf? Eine Mischung aus Sitzkissen und Hocker.)

Die Ironie dabei: Selbst hätte sie sich diese Dinge nie leisten können. Als ihr Vater die erste Gehaltsabrechnung gesehen habe, habe er ihr geraten, Hartz IV zu beantragen. So erzählt es Jana Lilienthal. Das sei doch auch nicht viel weniger Geld, und dazu zahle das Amt noch die Miete! Für Lilienthal kam das nicht infrage. »Ich nehme auch weniger Geld, wenn der Job cool ist«, sagt sie über ihre damalige Einstellung. »Ich dachte: Ich mach das mal, dann hab ich mein Füßchen in der Tür.«

Jetzt sitzt sie in einem Raum mit weißgrauen Wänden, blaugrauem Teppich und beige-grauen Möbeln. Besonders nuanciert ist er nicht, und die einzigen Kontraste sind grell und hart: gelbe Leuchtwesten, die neben der Tür hängen. Im Werk ist es Pflicht, sie zu tragen, um der Sicherheit von einem der Gabelstapler umgefahren zu werden. »Früher wäre dieses Büro mein Beispiel dafür gewesen, was man alles umgestalten könnte«, sagt Jana Lilienthal. »Nun bin ich froh, hier zu sein.«

Dass mit ihrem Lifestyle-Job etwas nicht stimmte, dämmerte ihr schon im vergangenen Jahr. Während ihre Vorgesetzte fest im Sattel saß, sei ihr Vertrag immer nur monatsweise verlängert worden. Und dann, als Corona kam, war plötzlich Schluss. »Sie sagten, alle seien gleichberechtigt«, sagt Lilienthal, »aber erst gemeint haben sie das nicht.« Sie klagte und einigte sich mit ihrem Arbeitgeber auf eine Abfindung. Und ihr Vater, der neulich noch zu Hartz IV geraten hatte, verhalf ihr zu einem neuen Job: Hier, bei Sealed Air, werde gerade eine vollautomatisierte Werkhalle installiert. Bloß dass die Kollegen aus den USA und jene, die nun im Homeoffice saßen, nichts davon mitbekommen würden. Ob Jana, die sich doch auskannte mit dem Schreiben, nicht einen firmeninternen Newsletter verfassen könne?

Also läuft sie mit gelber Warnweste und Spiegelreflexkamera zwischen den Hallen umher und interviewt Mitarbeiter, die zwar über Poufs nicht viel sagen können, dafür aber über Plastikfolien für künstliche Darmausgänge – kein besonders schickes Produkt, aber eines, auf das viele Menschen angewiesen sind.

Ihr neuer Job ist nur auf Zeit, aber er habe ihr eine neue Welt eröffnet. Sie bewerbe sich jetzt nicht mehr bei Start-ups oder Medienunternehmen, sondern auf Stellen in produzierenden Gewerbe. »Ich bin nicht nur hip und cool«, sagt sie. »Ich will auch Sicherheit, meine Miete zahlen und eine Familie gründen können.« Ein Erkenntnisprozess, der sonst vielleicht Jahre gedauert hätte, wurde durch die Pandemie beschleunigt: »Corona war die Gelegenheit, mir meine Bedürfnisse einzugestehen.«

Die Pandemie – eine Krise als Prüfung

Corona ist eine Katastrophe, sagen die Arbeitsmarktstatistiken. Doch wenn man einige der Geschichten hinter diesen Zahlen erfährt, zeigt sich: Diese Krise hat viele Gesichter.

Für Miriam Dickmann ist sie kaum mehr als eine Lästigkeit, weil die Verkehrswende, an der sie arbeitet, die Pandemie überdauern wird, so ist das jedenfalls geplant. Für Jana Lilienthal ist sie ein Weckruf und eine Chance, weil die Branche, aus der sie kommt, schon vor dem Crash angeschlagen war. Und für Julian Stowasser, den Küchenchef? »Am Tag der Schließung war mein erster Gedanke: Scheiße, ich hab doch frischen Fisch bestellt!«, sagt er. »Ich kam aus der krassen Euphorie, hier starten zu können, und habe dann erst mal den halben Tag allein in der Küche gestanden und Fisch filtiert.« Vielleicht ist es das, was einen guten Chef auszeichnet: Die Mitarbeiter sind schon zu Hause, in Sicherheit, doch er sperrt noch mal den Arbeitsplatz auf und sieht zu, dass nichts verdorrt.

Die Angehörigen der Generation Umbruch werden eines Tages ihre Geschichten erzählen und damit zeigen können, wie sie sich bewiesen haben: Durch stoisches Weitermachen. Durch schnelles Umdenken. Oder dadurch, dass ihnen zwar der Boden weggerissen wurde, sie aber dennoch auf den Füßen gelandet sind.

Julian Stowasser steht übrigens längst wieder in der Küche: Er blickt dabei auf die Alster, hat ein Team, in dem es nun rundläuft, und interessierte Gäste. »Wir sind sehr zufrieden mit der Buchungslage im Restaurant seit der Wiedereröffnung«, heißt es aus der Hotelleitung des Fontenay. Auch das Feedback sei gut. »Ich bin froh, wieder arbeiten zu können«, sagt Stowasser.

Es könnte das Happy End dieses Artikels sein, wäre da nicht die Ungewissheit. Die steigende Zahl der Neuinfizierten. Und die Ahnung: Ihre wichtigste Prüfung hat die Generation Umbruch noch nicht bestanden.